

Der Lehrgulag von Bolo Bolo

Wieder eine Nacht ohne Schlaf. Ich starrte fassungslos auf die Nachtbaustelle vor meinem Schlafzimmerfenster. Ich öffnete es und brüllte in den ohrenbetäubenden Lärm meine nächtliche Frustsalve ab. Die Bauarbeiter winkten und lachten, zogen Grimassen, zeigten mir den Vogel und klopfen sich die Schenkel. Ich schloss das Fenster, zog den Vorhang zu und ging zum Spiegel.

Da war es wieder, das Nachtgespenst. „Kein Wunder müssen die so lachen“, dachte ich. Ich sah aus wie ein Volltrottel auf Schlafentzug. Meine Augen waren hinter Bergmassiven aus blassem Fleisch und Flussdeltas schwarzblauer Adern kaum mehr zu erkennen. Deutlicher wahrnehmbar war jedoch mein lustiger Kopfputz:

Über den Ohrenstöpseln trug ich einen eleganten 29 Mark-Lärmschutz vom Baumarkt, den ich mit Styroporresten und Klebeband festlich geschmückt hatte. Zusätzlich hatte ich Musikstudioeierkartonschaumstoff, den ich dem Bassisten der Puhdys abgeschwatzt hatte zu einem 1 Meter dicken Turban zusammengebunden und mit der vorher beschriebenen Unterkonstruktion sachgemäß verschweißt.

Doch immer noch bahnten sich die Turbopresslufthammerbeats ihren Weg in meinen Lärmschutzbunker, wo sie meinen Herzrhythmus ordentlich durcheinander brachten. Was sollte ich tun?

Ich suchte etwas Zerstreung und setzte mich an den Schreibtisch, wo mich ein zur Hälfte beschriebenes DIN A4-Blatt angähnte: Meine Doktorarbeit.

Ich behandelte ein Paradox. Das Thema der Arbeit hieß:

„Würde ein Raucher, der mit einer vollen Zigarettenschachtel auf einer einsamen Insel landet mit dem Rauchen aufhören bevor er die Schachtel beendet hätte, aus Angst ihm könnten die Zigaretten ausgehen?“

Ich hatte in den vorhergehenden Nächten an einer mathematischen Gleichung dafür gearbeitet, doch ich konnte die Formel einfach nicht vollenden.

Schuld daran waren neben den Schädelbohrungen, die vielen Kannen Kaffee gewesen, die ich trinken musste, um meinen Pulsschlag der Frequenz der Pressluftwalze anzugleichen. Was für ein Stress.

Mein Blick schweifte über die Schreibtischablage und bündelte sich auf dem alten Schwarzweißfoto meines Vaters.

Wie viele Jahre sollte ich es noch anstarren ohne Antworten, ohne Gewissheit?

Ich hatte meinen Vater 1972 das letzte Mal gesehen. Das Sonderkommando der damals neu gegründeten GSG9 „Zeckenseuche“ hatte ihn von der Frühstückstafel weg direkt abgeholt.

In jener Zeit hatte die Bundesregierung als schüchterne Reaktion auf den aufkeimenden Terrorismus der Roten Armee Fraktion den Radikalenerlass erfunden, der es ermöglicht hatte, eventuelle Verfassungsfeinde im Staatsdienst diskret zu beseitigen.

Mein Vater, ein Sonderschullehrer, war einer der ersten gewesen, der wegen seiner Gandhibrille und -Haartracht, sowie seines Ho-chi-minh-Bartes vorwarnungslos verschleppt wurde. Der Bundesnachrichtendienst hatte ihm auch eine nie bewiesene Brieffreundschaft mit Benno Ohnesorg angedichtet.

Kurzum, mein Vater war seit unserem letzten gemeinsamen Frühstück verschollen.

Jahrelang hatten Mama und ich mit Hilfe berühmter Anwälte versucht Licht in das Dunkel dieses von Generationen von Bundesregierungen verschleierte Kapitels deutscher Nachkriegshistorie zu bringen. Doch die Mauer aus Lüge und Totschweigen hatte bis dato dichtgehalten.

Obwohl ich Dad nie hatte für tot erklären lassen, hatte ich die Suche nach ihm aufgegeben. Ich war müde geworden. Die Jahre der Verzweiflung hatten mich gelähmt, die Nachtbaustellen vor meinen ungezählten Wohnungen mich bitter gemacht.

Doch in dieser Nacht sollte sich alles ändern...

Ich setzte mich auf das Klo. Es war einer der letzten Orte geworden, wo ich in der Hölle meines Lebens Entspannung finden konnte. Ich nahm die Süddeutsche zur Hand, blätterte orientierungslos darin herum als mir eine kleine Überschrift das Wort Schicksal in die Augäpfel brannte: „Internetsuchmaschinen finden alles und jeden!“ stand dort und ich hatte verstanden.

Ich sprang von der Schüssel direkt zum Telefon und wählte die Nummer von Cassius Clay, einem alten Boxkumpel, der in Washington für das FBI knifflige Kreuzworträtsel löste. Von ihm wusste ich, dass er einen dieser neumodischen Fernseher hatte, wo unten eine Schreibmaschine dranhing und man mittels eines elektronischen Nagetiars im sogenannten Internetz wellenreiten konnte.

Also, um ehrlich zu sein: Ich verstand nicht viel von diesen Dingen, aber ich hatte verstanden, dass die Zeit gekommen war die Macht dieser Erfindung für die Suche nach Paps zu nutzen.

„Hello Cassius! Hier Hartmut. How do you do? Fine? I'm fine too.

How does your wife do? Fine? Mine? I'm not married. Don't you remember? Hahaha!“

Es war herrlich mit dem alten Cassius zu plaudern.

Doch dann kam ich direkt zur Sache:

„Do you are in the Internetz? I'm still looking for my Papa, don't you remember? Hahaha!“

“I've changed my name to Mohammed Ali, don't you remember? Hahaha!“, antwortete

Cassius. Dann wurde seine Stimme ernst:

„I know somebody who can really help you son! He's a Hacker and his name is Barrabas!“

Am nächsten Morgen tat ich, was Mohammed Ali mich geheissen hatte zu tun.

Ich ging zu Dallmayer in der Innenstadt, bestellte mir eine Brez'n und einen Internetzkafee und surfte aufgeregt darin herum.

Schon bald hatte ich den Eintrag: Barrabas, a mit Schnörkel www.Barrabas.com gefunden. Ich tippte das Passowrt ein: „How do you do?“

Fine. And you? How do you do? Ratterte es über den Kaffeeschirm. Der Antwortcode. Ich hatte Kontakt zu Barrabas, der Schuhmaschine des FBI.

„Papa missing“ schrieb ich mit zitternden Fingern.

„name?“ fragte die Maschine.

„Gerhard“ antwortete ich.

„o.k. wait for following informations“

Der Internetzkafee begann zu dampfen und zu zischen. Dann erschien ein längerer Text auf Deutsch: „Gerhard Landauer, verschwunden am 4ten Juli 1972,

letzte Ortung: Gestern abend um 21.40 Uhr auf Bolo Bolo.

Koordinaten: 75° Fahrenheit Ost / 52° Celsius Süd.

Wenn Sie Hilfe brauchen im Ausland: Barrabas hilft.“

Ich kopierte die Koordinaten in mein Gehirn während die grünlichen Zeilen langsam in der Dunkelheit des koffeinhaltigen Suds verschwanden.

Ich zahlte und verließ das Kaffeehaus. Die jungen Verkäuferinnen lächelten schüchtern und winkten mir nach. Ich hatte das Gefühl, dass ein guter Tag begonnen hatte.

Auf dem Franz-Josef-Strauss-Flughafen war die Hölle los, doch ich konnte noch einen Stehplatz für einen transpazifischen Flug ergattern.

In Davao auf Südmindanao kaufte ich einem französischen Forscher seinen nach westeuropäischen Nautikstandards ausgestatteten Fischkutter ab, heuerte eine Mannschaft japanischer Sextanten an und kaufte mir einen pensionierten Allesiebenmeereerfahrenen Kapitän auf dem Kapitänsflohmarkt von Davao.

Noch in derselben Nacht nahmen wir Kurs auf Süd/Südost.

Nach 7 Tagen befuhren wir seichteres Gewässer und erreichten eine süd-molukkische Inselgruppe, deren Bewohner sich mit Piraterie und Zigarettschmuggel über Wasser hielten. Es war ein neugieriges, freundliches Völkchen und nach anfänglichen Missverständnissen wie Raubüberfällen, Mord, Totschlag, Vergewaltigung und dem Verlust sechs meiner treuen Sextanten waren die Südmolukker unsere Freunde geworden.

Nun, da ich ihr Vertrauen erlangt hatte, wagte ich eine erste Frage bezüglich der Insel Bolo Bolo, die laut Barrabas' Eckdaten nicht mehr weit entfernt sein konnte. Lautes Gelächter erfüllte das Korallenriff, vor dem wir ankerten als die Molukker in ihren Papyrusherbooten von meinem Begehren erfuhren.

„Sie meinen Bolo Bolo, den Lehrergulag?“ schrie einer der älteren Eingeborenen. Jetzt konnte ich endlich meine Molukkenkenntnisse anwenden. Ich schickte einen stillen Dankesgruß an die Volkshochschule in Pasing, kramte das Foto meines Vaters heraus und fragte: „Kennen Sie diesen Mann?“

Wieder schwoll das Gelächter an: „Der König von Bolo Bolo ist das!“ brüllte der Einheimische. „Dieser König ist mein Dad!“ sagte ich wütend. Die Menge verstummte.

Ich kletterte zu dem Alten in sein Hausboot. Seine Erzählung war lang und ausführlich. Er erzählte mir von einem Häuflein verrückter deutscher Lehrer, das seit 28 Jahren auf einer vormals unbewohnten Insel in einer Art selbstverwalteten Kolonie lebte und dessen Bewachung durch molukkesches Militär aus Geldnot und Desinteresse schon vor 20 Jahren aufgegeben worden war.

Der Bundesnachrichtendienst hätte 1972 der Inselregierung eine Prämie von 100 DM pro Lehrerplatzkopf ausgezahlt, um die gefährlichen Dissidenten loszuwerden.

Leistung des Inselstaates sei die Bereitstellung einer streng bewachten, vollkommen isolierten Gefangeneninsel gewesen.

„Führe uns dorthin!“, sagte ich und der Mann willigte ein.

Vor uns glitzerte ein weißer palmenbesäumter Strand in der Sonne. Wir waren nicht lange unterwegs gewesen, doch meine Ungeduld hatte mich wie Fieber gequält.

Als wir das Beiboot in den Sand zogen, erkannten wir ein Dorf.

Bärtige Männer mit Brillen und Glatzen tummelten sich auf dem Hauptplatz, alberten herum, aßen Bananen und unterhielten sich aufgeregt als einer von ihnen in eine Muschel blies. Die Männer eilten wie verabredet auf das große Haupthaus zu und verschwanden darin. Der Platz war leer.

Ich blickte meinen molukkeschen Führer fragend an.

„Die große Pause ist vorbei“, sagte er.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und pirschte mich an das mächtige, aus Rohrstöcken gebaute Gebäude heran und spähte durch eine Ritze.

Vor den Männern, die auf Bänken Platz genommen hatten, stand mein Vater.

Ich hörte ihn sprechen: „Was haben wir in der letzten Sachkundestunde irgendwie durchgenommen?“ rief er in die Menge. Einer der Bartträger meldete sich:

„Ameisen- und Bienenvölker oder so!“ „Irgendwie richtig oder so, ganz arg prima, Karl-Heinz“, sagte Vater.

Ich rannte zur Türe, riss sie auf und schrie, während mir heiße Tränen über die Wangen liefen: „Papa!! Ich bin's, der Hartmut!!!“

„Sie kommen zu spät, Hartmut. Das gibt einen Eintrag!“